

»Dem Menschen ein Mensch sein«

Wie sich Israelis der Versöhnung verschreiben – NRW-Delegation zu Gast

Nahariya (WB). »Ich bin Araber, ich bin Christ und ich bin stolz auf den Staat Israel«, sagt Dr. Masad Barhoum. Was Außenstehenden widersprüchlich erscheinen mag – wie so vieles in Israel –, ist für den 58-jährigen Mediziner feste Überzeugung. »Ich fühle mich als Minderheit in diesem Land sicher.«

Barhoum ist seit elf Jahren Direktor des Galilee Medical Centers (GMC) in Nahariya (55.000 Einwohner). Die Partnerstadt Bielefelds liegt im Norden des Landes, nur wenige Kilometer von der

Grenze zum Libanon entfernt. Es ist nicht irgendein Krankenhaus, es ist in vielerlei Hinsicht das Krankenhaus Israels. Vor allem aus humanitären Gründen: Seit März 2013 wurden hier mehr als 2600 im Krieg verwundete Syrer behandelt, Soldaten der Armee, Rebellen, Frauen, Kinder. »Das war eine Entscheidung der Regierung«, betont Barhoum. Das israelische Militär bringt die Kriegsgesopfe ins GMC, mittlerweile das größte Krankenhaus im Norden Israels (723 Betten, 2700 Beschäftigte).

Auch 70 Jahre nach der Gründung ist die Wahrnehmung des Staates Israel in Deutschland von Terror und Staatsgewalt geprägt. Auf einer viertägigen Reise begab sich NRW-Landtagspräsident André Kuper aus Rietberg jetzt bewusst auf die Spuren des »anderen« Israels, das der Versöhnung, des Dialogs, der Humanität. Er traf auf erstaunliche Initiativen – und beeindruckende Menschen. Redakteur Bernd Bexte begleitete ihn.

Wie dies genau geschieht, wonach das israelische Militär die Kriegsgesopfe zur Behandlung aussucht und wie sie später wieder nach Syrien gelangen – darüber spricht Barhoum nicht. Aber darüber, was ihn antreibt: »Sobald hier jemand durch die Tür kommt, ist er nur noch Mensch. Bei uns spielen

Glaube und Herkunft keine Rolle, übrigens auch bei unseren Beschäftigten nicht. Von daher habe ich einen sehr leichten Job«, sagt er lakonisch. Sein Ethos bringt Barhoum auf eine kurze Formel: »Der Mensch soll dem Menschen ein Mensch sein.« Über Politik möchte er nicht sprechen, nur so viel: Nach einem Raketenangriff aus dem Libanon 2006 seien in



Dr. Masad Barhoum ist Direktor des größten Krankenhauses im Norden Israels. »Bei uns spielen Glaube und Herkunft keine Rolle.« Foto: Land NRW/Mazhiqi

dem Krankenhaus Abteilungen unter der Erde angelegt worden – mit 600 Betten, davon 300 bei Verletzungen durch Chemiewaffen. Mit der Armee wird dort regelmäßig der Ernstfall geübt. »Es wurde viel, viel Geld vergraben, woanders hätte man es auch brauchen können.« Die syrischen Verwundeten – derzeit sind es nur sieben, es waren aber mal mehr

als 40 – werden kostenfrei nach höchstem medizinischen Standard behandelt. Ein Fall: Mit mehr als 100 Operationen wurde einem jungen Syrer das völlig entstellte Gesicht wiederhergestellt. Barhoum erläutert Fotos an der Wand, die aber nicht veröffentlicht werden dürfen. Das humanitäre Engagement hat sich herumgesprochen. »Viele Syrer, die hier

her kommen, kennen meinen Namen.« Da hilft auch die Kommunikation: »In jeder Schicht ist ein Mitarbeiter, der Arabisch spricht.« Mittlerweile behandeln zwei weitere Krankenhäuser in Israel Kriegsgesopfe aus Syrien. Unter Barhoums Leitung wurde das GMC erheblich erweitert und ist seit 2011 Uni-Klinik. »Früher mussten wir Ärzte suchen, heute

fragen sie bei uns an.« Ganz abschneiden fügt er hinzu: »Wir wollen die Besten sein.« Widersprüchliches Israel: Just an dem Tag, an dem Barhoum die Delegation aus NRW empfängt, sollen bei einem Luftangriff in Syrien, für den Israel verantwortlich gemacht wird, Menschenrechtlern zufolge mindestens drei Menschen getötet worden sein.



Im Einklang: Die Araber Ibrahim Boulos (18, r.) und Nabil Khayek (17) musizieren mit der Jüdin Sophie Rochlin (17). Foto: Bexte



Aser (7) ist Autist. Ergotherapeut Richard schärft mit Übungen die Sinneswahrnehmungen des Jungen. Foto: Land NRW/Mazhiqi



André Kuper im Gespräch mit Raya Strauss. Sie hat sich der Entwicklung ihrer Heimat Westgaliläa verschrieben. Foto: Bexte

David Garrett hat hier Meisterklassen besucht. Aber das ist nicht wichtig. Das Keshet Eilon Music Center ist ein Ort, an dem Juden und Muslime zusammen musizieren. 1990 am Rande des Kibbutz Eilon an der libanesischen Grenze gegründet, ist es seitdem eine Musikakademie, an der Junge Musiker zusammenkommen, um mit- und voneinander zu lernen – unter Anleitung Großer ihrer Zunft. Zentral ist jeden Sommer ein dreiwöchiger Meisterkurs für Geiger.

Viele Musikerkarrieren haben hier begonnen. Doch jetzt hat sich das Keshet Eilon Music Center etwas ganz Besonderes vorgenommen. Es will den Lehrbetrieb über das ganze Jahr hinweg verstetigen. Dazu wurde bereits vor zwei Jahren ein neuer Campus mit schicken Appartements für knapp 100 Studenten fertiggestellt – in Sichtweite der Grenze zum Libanon. Bislang werden sie von den Meisterklasse-Schülern und Seminarbesuchern genutzt. »Wir wollen hier aber insgesamt drei Studienjahrgänge mit jeweils 20 Plät-

im Alter von 16, 17 und 18 Jahren«, erzählt Geschäftsführer Gilad Sheba, der seit der Geburt im Kibbutz Eilon lebt, den sein Vater 1938 mitbegründet hatte. Unter anderem ist auch der Bau eines kleinen Amphitheaters für Freiluftkonzerte geplant. Die dafür vorgesehene Fläche auf dem neuen Campuse Gelände ist bereits freigeräumt. Für Gilad Sheba ist die Geschichte des Keshet Eilon Music Centers die Erfüllung eines Traumes. »So etwas ist weltweit einmalig.«

Finanziert wird die Einrichtung, die unter anderem über einen Konzertsaal mit hervorragender Akustik verfügt, ausschließlich über Spenden. Aber nicht nur vor Ort wird der Geigernachwuchs geschult. Das Musikzentrum arbeitet seit Mitte des Jahrzehnts mit arabischen Musikschulen zusammen – so etwa in den von Muslimen dominierten Städten Nazareth und Jatt. Ziel sei es, »durch Musik die Barrieren zwischen jungen Juden und Arabern abzubauen«. Im Gegenzug gastieren Ensembles der arabischen Musikschulen im Konzertsaal des Keshet

Ein, es soll nicht zynisch klingen: »Wenn man den Friedensprozess Behinderten überließe, wären wir schon weiter.« Denn in der Rollstuhlasketballmannschaft spielen auch Israelis mit. »Und wir feiern zusammen. Das klappt hier alles wunderbar.« Burghard Schunkert (64), gebürtig aus Gießen, ist Leiter von »Lifegate« (Lebenstor), einer Tageseinrichtung für geistig und körperlich behinderte Kinder und Jugendliche in Balt Dschala bei Bethlehem im palästinensischen Westjordanland. 80 Kinder besuchen hier die Förderschule, 35 eine Kindertageseinrichtung, bis zu 50 Azubis werden in einem von 15 Berufen ausgebildet.

»Behinderte stehen in der Gesellschaft der Palästinenser ganz am Rand, werden häufig noch versteckt«, sagt Schunkert. Es gebe kein Bewusstsein, dass Behinderte ein erfülltes und selbstbestimmtes Leben führen können. »Das wollen wir ändern.« Dazu gehen Mitarbeiter auch in die Familien, man wolle gemeinsam mit den Eltern etwas verbessern. Dass der

Caritas und Diakonie christliche Grundsätze vertritt, sei kein Hindernis. »Wir missionieren nicht. Muslimische Eltern respektieren uns«, sagt der Sozialarbeiter, der seit der Gründung von »Lifegate« 1987 in Balt Dschala lebt, das damals noch christlich geprägt war. Der Verein finanziert sich selbst, neben Spenden tragen Einkünfte aus einem Gästehaus sowie aus dem Verkauf von Kunstgegenständen aus den Werkstätten zum Etat bei. Freiwillige aus vielen Ländern bringen sich vor Ort ein. Auch mit den Israelis arbeitet »Lifegate« zusammen, etwa bei der Therapie autistischer Kinder, deren Zahl sich in den vergangenen Jahren deutlich erhöht habe. Inklusion ist im Westjordanland ebenfalls ein Thema: »Wir arbeiten mit den Regelschulen zusammen.«

Sorgen bereitet Schunkert allerdings die Problematik der Verwandenheit, die vor Ort eher die Regel als die Ausnahme sei. Diese generiere häufig genetische Krankheiten wie Muskelschwund und Gehörlosigkeit. »Die palästinensische Regierung ignoriert

Nahariya, Herzlstraße 111: Hier erbauten 1936 die aus Deutschland emigrierten Juden Richard und Hilde Strauss eine idyllisch gelegene Villa. Von hier aus lenkt ihre Tochter Raya Strauss heute ihr Werk der Versöhnung. Im Norden Israels leben Juden und Muslime seit jeher in friedlicher Koexistenz. »Die Welt kann von Westgaliläa lernen«, erklärt die 78-Jährige in bestem Deutsch. Ihrer Familie gehört Israels größter Lebensmittel- und Getränkekonzern, die Strauss Group. Schon zu Zeiten ihrer Eltern war die Hälfte der Mitarbeiter Araber.

Nach vielen Jahren im Unternehmen hat Raya Strauss ihre Anteile verkauft und widmet sich nun seit neun Jahren der Entwicklung der gesamten Region Westgaliläa. Ein besonderer Aspekt ist das Zusammenleben mit den arabischen Israelis, die in der Region in der Mehrheit sind. »Ich habe als Kind mit ihnen zusammen gelernt, weil sie noch keine eigene Schule hatten. Wir haben zusammen Feiertage begangen. So soll

unterstützt sie die touristische Entwicklung heimischer Dörfer. Ein Projekt ist die Verbindung von fünf Orten unterschiedlicher Religionen zu einem gemeinsamen Tourismuspfad. Auch das Keshet Eilon Music Center (siehe nebenstehender Bericht) ist sich ihrer Unterstützung sicher, ebenso das »Haus der GhettoKämpfer«, ein 1949 von Holocaustüberlebenden gegründetes Museum nahe Nahariya.

Nicht zuletzt durch Wirtschaftsförderung soll die Region prosperieren. »Israel ist Start-up-Land. Aber oft werden diese verkauft, bevor daraus große Firmen erwachsen«, sagt sie. Hier könne man sicher von Deutschland lernen, regt sie im Gespräch mit Landtagspräsident André Kuper eine Zusammenarbeit an. Auf die heimische Politik hofft Raya Strauss nicht. »Regierungen interessieren sich nicht für uns, aber wir machen weiter«, zeigt sie sich entschlossen. Denn eines habe sie ihr Leben in Westgaliläa gelehrt: »Wenn es zwischen den Religionen keine Koexistenz gibt, werden